

# «Diese politisch korrekte Berieselung nervt»

Der Theatermann, Sänger und Gemeindepräsident von St. Moritz Christian Jott Jenny ärgert sich über engstirnige Diversity-Vorgaben und zaghafte Kulturabteilungen. Doch er freut sich auf seine neue «Trittligass»-Aufführung, wie er im Gespräch mit Daniel Fritzsche sagt

Der Zappelphilipp der Zürcher Kulturszene düst mit der Vespa an. Treffpunkt für dieses Interview ist das Restaurant Birchegg. Kaum abgestiegen, hat Christian Jott Jenny das Handy am Ohr. Er ist im Stress. Gerade versucht er, einen Tesla als Requisite für seine neuste Produktion aufzutreiben: das Freilichtspiel «Trittligass», Ausgabe 2023. Am Donnerstagabend feierte es in der Altstadt Premiere. «Ein BMW tut es auch!», ruft er ins Telefon, während wir uns an einen Tisch setzen. Die Terrasse ist angenehm leer.

Christian Jott Jenny, warum treffen wir uns ausgerechnet hier?

Das Restaurant Birchegg ist eine Insel, irgendwo im Nirgendwo. Auf der Grenze zwischen Unterstrass und Oerlikon, wo sonst nichts los ist. Michele Casale, der hier wirtet, ist seit 25 Jahren mein Hauptpsychiater in allen Lebenslagen. Ich habe hier meine Scheidung gefeiert, meine grössten Niederlagen und Rechtsstreitigkeiten begossen. Vor allem habe ich hier aber sehr viele Probleme gelöst.

Wie denn?

Michele ist ein blendender Moderator. Auch schwierige Gespräche habe ich oft hier geführt, zum Beispiel mit Sponsoren. Es ist für mich auch ein kreativer Ort. Viele Stücke und Ideen für die neue «Trittligass» haben wir hier entwickelt. Wir trafen uns mit Regisseuren, Autoren, Komponisten und anderen originellen Leuten.

Und das üppige italienische Essen hilft... Essen und Trinken hilft immer. Und dieser Ort erdet einfach. Hier ist es nicht lauschig und ruhig. Nebenhat es eine vier-spürige Strasse. Das gehört dazu. Ideen entstehen nun einmal nicht am Bürotisch. Hier spüre ich den Geist unserer musikalischen Vorfahren, die sich in diesem Lokal nach Aufnahmen im nahen Radiostudio verköstigten.

Ein Treffpunkt des Schweizer Showbiz der fünfziger bis siebziger Jahre...

Hans Moeckel, Emil Moser, Hans Gmür, sie alle waren hier, Max Rüeger, der Wollenberger. Mit unserer «Trittligass» wollen wir den Faden der Kreativen von damals aufnehmen und in die heutige Zeit spannen.

«Messieurs...» Der Gastgeber Michele Casale rauscht heran und tischt eine Antipastiplatte auf – Melonen, Rohschinken, italienische Spezialitäten. Primo Piatto, so wie immer. «Ihr bleibt beim Weissen?», fragt der Wirt. «Oder lieber ein bisschen Rosé?» Kein Alkohol ist in diesem Lokal keine Option.

Die Küche ist nicht überraschend im «Birchegg», es gibt immer mehr oder weniger das Gleiche. Aber die Atmosphäre ist einmalig. Das Konzept Ihrer «Trittligass» ist ähnlich: Sie zelebrieren Zürich, nostalgisch, aber mit Charme.

So könnte man es sagen. Wichtig ist mir, dass alle unsere Produktionen eine gewisse Wärme ausstrahlen. Das erreichen wir unter anderem, indem wir auf der Bühne vier Generationen auftreten lassen. Wir fahren von einer Kinderschar bis zum alten Mann alles auf. Das gibt eine familiäre Stimmung.

Schon 2017 und 2020 haben Sie und Ihr Team die «Trittligass» neu interpretiert – mit vollem Erfolg. Die Vorstellungen waren immer ausverkauft. Nun läuft der dritte Streich. Warum kommt das Konzept so gut an bei den Leuten?

Das Bedürfnis nach guter, hochstehender, aber unprätentiöser Unterhaltung ohne moralinsaurer Botschaften ist gross. Ich bin überzeugt, dass man auch politisches Theater machen kann, ohne ständig mit dem Zeigefinger zu wedeln. Die Zuschauer sollen bei uns die Wertung selbst übernehmen. Wir stellen dar, wir befinden nicht, wir sind keine Moralinstanz.

Also anders als auf vielen hoch subventionierten Bühnen, namentlich dem Zürcher



«Ich gehöre zu den wenigen kommerziellen Theaterproduzenten, die keinen Sozialneid haben», sagt Christian Jott Jenny.

ANNICK RAMP / NZZ

Schauspielhaus mit seinem ausgeprägten Diversity-Kurs.

Die Leute wollen doch am Abend im Theater nicht noch einmal hören, was sie den ganzen Tag über schon nervt. Ich bin durchaus ein Freund von gepflegter Publikumsbeschimpfung, aber dazu braucht es eine gewisse Leichtigkeit. Wenn es zu moralisch wird, muss ich mir das nicht antun.

Ist der Kulturbetrieb, gerade in Zürich, zu moralisch?

Wagner, Mozart, alle grossen Künstler, die die Zeit überdauerten, dienten der Unterhaltung. Klar kann und soll man auch Kritik anbringen – tun wir ja auch. Aber diese permanente politisch korrekte Berieselung nervt.

Ist Ihr «Trittligass»-Ensemble eigentlich divers genug?

Nicht wirklich. Wir arbeiten einfach mit denen, die da sind (lacht). Aber wir geben uns redlich Mühe. Sogar der fast 90-jährige Jürg Randegger hat einen alten Text von 1972 umgedichtet. Damals schrieb er noch vom Kassierfräulein. Heute geht das natürlich nicht mehr, jetzt ist es die Kassierperson. Wir nehmen den Zeitgeist auf die Schippe, aber nicht böseartig.

Wie kommen solche Scherze im etablierten, hoch subventionierten Kulturkuchen Zürichs an? Oder nimmt man Sie dort ohnehin nicht ernst?

Ich kann es mir leisten, dass mir das mittlerweile ziemlich egal ist. Früher war das anders, aber je älter man wird und je mehr man weiss, was man will, desto «wurschter» sind einem die Meinungen anderer. Ich bin nicht mehr zwanzig, nicht mehr dreissig, habe vier Kinder, weiss, wo ich hingehöre, und muss mich niemandem mehr beweisen. Sicher nicht dem Zürcher Kulturkuchen.

Trotzdem: Nervt es nicht, dass man im Schweisse seines Angesichts nach Sponso-

rengeiern für populäre Produktionen suchen muss, während das Schauspielhaus jährlich 40 Millionen Franken an Subventionen erhält und sein Publikum vergrault? Ach, nein, ich habe mich daran gewöhnt, dass wir kein oder nur wenig öffentliches Geld erhalten. Ich gehöre zu den wenigen kommerziellen Theaterproduzenten, die keinen Sozialneid haben. Das hilft mir auch in meinem Zweitjob...

... Sie sind bekanntlich noch Gemeindepräsident im noblen St. Moritz...

Wäre ich ein neidischer Mensch, würde ich es dort nicht aushalten. Als Chef einer Verwaltung weiss ich zudem, dass das Streichen von Kultursubventionen an einem Ort nicht automatisch mehr Geld für andere auslöst. Die Gefahr ist viel grösser, dass das Geld dann irgendwo versickert.

Also lebenslange Subventionen für alle?

Nicht für alle, aber eine reiche Stadt wie Zürich muss sich eine Institution wie das Schauspielhaus leisten. Ein solches Haus sollte sich dann aber auch öffnen und kein reines Nischenprogramm abliefern.

Michele Casale tritt an den Tisch, nimmt die leeren Teller der Secondi Piatti mit, vorzügliche Pasta in ungewohnter Form. «War sehr fein», sagt Jenny. «Aber was haben wir da genau gegessen?» Der Gastgeber in seiner unnachahmlichen barschen Art: «Alte Ware, die weg musste... Was wollt ihr als nächstes: Fleisch oder Leberli?» Die Plätzchen mit Kräuterbutter müssen es sein.

Ihre Amtskollegin in Zürich, Stadtpräsidentin Corine Mauch, liess kürzlich die Subventionspraxis durchleuchten. Mit dem Resultat, dass die Kleintheater Stok und Keller 62 keine Gelder mehr erhalten. Ihre Meinung?

Das ist ein Debakel, schlicht idiotisch. Hier sprechen wir von winzigen Beträgen im Vergleich zum Schauspielhaus oder anderen Betrieben. Das sollte rückgängig gemacht werden.

Wo orten Sie das Grundproblem?

Die Kulturpolitik in Zürich ist überbürokratisiert und übertechnologisiert. Es werden luftige Leitbilder, Gutachten und Studien produziert, aber es fehlen echte Macher mit Bühnenerfahrung. Stattdessen entscheiden studierte Kulturmanager-hüstel-innen über Dinge, von denen sie wenig Ahnung haben. Ich weiss aus sicherster Quelle: Solche Leitbilder kann man zu 99 Prozent durch den Schredder jagen. Wenn ich in St. Moritz möchte, dass hundertprozentig nichts passiert, biete ich einen Berater auf und gründe eine Arbeitsgruppe.

Wie müsste es stattdessen laufen?

Natürlich ist das leichter gesagt als getan, aber es braucht eine radikale Vereinfachung. Weniger Bürokratie. Weniger Sitzungen. Ich selbst lasse meine rund 270 Verwaltungsangestellten an einer sehr langen Leine, vielleicht manchmal an einer zu langen. In der Kulturpolitik gefällt mir das Intendantenmodell der nordischen Staaten. Ein über eine gewisse Zeit ernannter Intendant verfügt über ein Budget, das er unbürokratisch einsetzen kann. Nicht für jede Antrag braucht es zig Kommissionssitzungen.

In der «Trittligass» 2023 geht es nicht nur beschaulich zu und her. Sie mokieren sich zum Beispiel über die vielen Sommerbaustellen, thematisieren das Jelmoli- und CS-Aus. Besonders hübsch: der Choral zur Tempo-30-Manie in der Stadt.

Ich könnte jetzt vorsingen, mache ich aber nicht. Es wirkt viel schöner, wenn es das ganze Ensemble anstimmt. Wie in der Kirche. Die erste Strophe handelt von der 30er-Zone, die zweite von der 20er, die dritte von der 10er – und die vierte ist nur noch sehr kurz.

Sie selbst spielen erneut den überforderten Verwaltungsangestellten Max. Der sich nun aber dem Zeitgeist anpasst...

Richtig. Er kündigt seinen Job, will sich nicht mehr der Gesellschaft, sondern ausschliesslich sich selbst widmen. Er isst keine Steaks mehr, nur noch Avocados, macht Tai-Chi, sucht Entschleunigung.

Also ganz anders als Sie selbst, der unter Dauerstrom zu stehen scheint.

Mit meinem ausgeprägten ADHS geht das gar nicht anders. Teilzeitarbeit und Work-Life-Balance, das ist nichts für mich.

Wie schaffen Sie es eigentlich, neben dem Amt als Gemeindepräsident noch ein solch grosses Projekt wie die «Trittligass» zu stemmen?

Ich verzichte grösstenteils auf Ferien. Aber das passt für mich. Ich bin demütig und dankbar, dass ich so etwas machen darf. Gerade die Kontakte mit meinen älteren Bühnengenossen sind äusserst bereichernd, mit Jürg Randegger oder Heidi Diggelmann. Da lerne ich enorm viel.

Sind Sie nicht langsam zu weit weg von den Zürcher Themen?

Ich verbringe etwa 60 Prozent meiner Zeit in St. Moritz, aber 40 Prozent weiterhin in Zürich. Die Stadt liegt mir am Herzen, ich bin waschechter Zürcher. Meine ganze Familie und mein Amt für Ideen sind hier.

Zeit für den Dessert, ein Fruchtsalat, passend zur Jahreszeit. Dazu Espresso. Gefragt wird nicht, sondern serviert. Ob er denn auch einen Tee im Angebot habe, fragen wir Michele Casale. «Tee?! Sicher nicht», sagt er. Das sei für «behinderte Leute». Also: Espresso oder gar nichts.

Herr Jenny, was macht für Sie Zürich aus?

Das übergeordnete Thema von Zürich in alten Chanson-Texten, in der Literatur und im Theater ist immer das gleiche: Man will eine Grossstadt sein, schafft es aber nicht. «Little Big City», das war ein guter Slogan für Zürich. Viel besser als das spätere «Downtown Switzerland». Das liebe ich an der Stadt: Wir haben viele Vorzüge einer echten Grossstadt, aber den Charme, die Sauberkeit, das Intime eines Provinznests. Das macht den Reiz von Zürich aus, um den uns viele weltweit beneiden.

Und was stört Sie?

Zürich in den 1970er und 1980er Jahren, das war eine trostlose Geschichte, bieder, langweilig. Da brauchte es einen Aufbruch, die rot-grünen Parteien erstarkten in der Folge. Politisch wird Zürich nun seit 1990 links registriert. Und nach einer so langen Zeit beobachte ich nun ähnliche Tendenzen wie früher zu Zeiten des pfeifenrauchenden Sigi Widmers: Man ist in vielem festgefahren, intolerant, nicht mehr frei und offen im Geist. Das Gleichgewicht, das Zürich guttat, kippt. Das halte ich für keine gute Entwicklung. Und viele Leute beginnen sich daran zu stören. Das sagt mir mein seismografisches Gespür.

Das tönt jetzt schon fast wie ein Bewerbungsschreiben für ein politisches Amt in Zürich. In St. Moritz haben Sie geübt, folgt bald der Schritt auf die grössere Bühne?

Ich weiss nicht. Ich mag die kleinen Bühnen fast lieber. Zudem bin ich mit Begeisterung parteilos. Mein Vater war Ökonomeprofessor und strammer Freisinniger, meine Mutter Primar- und Musiklehrerin sowie Sozialdemokratin. Die beiden mussten eigentlich nie abstimmen gehen, weil sie sich immer gegenseitig aufhoben. Beide Seiten haben mich geprägt. Ich weiss nicht, ob man mit so einem Profil überhaupt etwas werden kann in der grossen Stadt...

Einen Versuch wäre es wert. Die Parteilosen stellen in den Gemeinden des Kantons Zürich mittlerweile am meisten Exekutivämter.

Abwarten. Jetzt gilt zuerst einmal voller Fokus auf die «Trittligass». Das ist ein riesiges Abenteuer für uns – auch finanziell. Horror. Wenn ich die Wetterprognosen für die nächsten Tage anschau, müssen wir gleich noch einmal Michele rufen. Michele, Grappa!